

# Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Kaufmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wer steckt denn eigentlich jetzt in dem Generalbureau?“ fragte Werner den Grafen.

„Das Generalbureau ist ganz so geblieben wie zu der Zeit des alten Buchwald und seiner beiden Söhne. Es befindet sich in einem Flügel des Schlosses in Saarkirchen und besteht aus einer großen Registratur und Kalkulatur, wo sämtliche eingehende Berichte und Rechnungen geprüft werden. Ein Jurist, zwei Berg- und Hütten-Ingenieure und ein Maschinen-Ingenieur sind nebst einer großen Anzahl von Bureau-Angestellten die Hauptmacher. Geheimrat Kersten kommt fast täglich, um sich die Eingänge vorlegen zu lassen und um wichtige Entscheidungen zu treffen, bei denen er natürlich immer wieder Fräulein Buchwald zu Rate zieht, denn die ist die alleinige und unbeschränkte Besitzerin. Ich will mal mit den Leuten im Generalbureau sprechen wegen Austausch eines Stück Felde, das ich zur Anlage einer Halde für meine Hütte brauche. Ich will mich nicht direkt an Fräulein Buchwald oder an den Geheimrat wenden, damit ihnen eine etwaige Ablehnung meines Wunsches leichter fällt.“

Unmittelbar hinter Dörsburg trennten sich die beiden Freunde, und Werner galoppierte bis zu seiner Villa, um dort den Reitanzug abzulegen, ordentlich zu frühstücken und dann in dem Auto nach der Justinus-Grube zu eilen. Auf seinen Wunsch hatten sich sämtliche Beamte, die nicht im Betriebe waren, im Bechenhause eingefunden, und zum ersten Male hielt Werner mit ihnen eine der Konferenzen ab, die er auch auf der Theresien-Hütte für die Beamten eingeführt hatte. Es wurden ganz kollegialisch alle dienstlichen Angelegenheiten besprochen. Werner wünschte, daß jeder Beamte seine Meinung äußerte, und ermutigte besonders die jüngeren Beamten, zu reden, die in der ersten Zeit bei diesen ungewohnten Konferenzen sich allzusehr im Hintergrunde hielten. Werner wünschte indes, daß die Beamten jederzeit in der Lage seien, ihre Meinungen und Erfahrungen über den Betrieb zu äußern, schon um ihnen das Gefühl zu nehmen, daß sie nur Maschinen seien, welche die Befehle des obersten Leitenden ausführten. Nichts lag ihm ferner als der Glaube an seine Unfehlbarkeit, und er war fast zu sehr genaug, um den Beamten schon nach kurzer Zeit klarzumachen, daß er nicht nur die Sache verstand, sondern auch eine reiche praktische Erfahrung besaß. Ein anderer hätte vielleicht gefürchtet, den Beamten unselbständig zu erscheinen, wenn er auch ihre Meinung und ihre Erfahrung beachtete. Werner hatte im Gegenteil die Beobachtung gemacht, daß diese Besprechungen nicht nur für den Betrieb sehr wertvoll waren, sondern auch angenehme Beziehungen zwischen ihm und den

Beamten herstellten. Werner hatte praktische Erfahrungen im Kohlenbergbau sowohl in Deutschland wie in Belgien und in Nordamerika gesammelt; er kannte einen Betrieb, der viel intensiver war als der bisher auf Justinus-Grube übliche, er war außerdem über die neuesten Betriebsmittel und ihren Wert unterrichtet. Er merkte es selbst, wie anregend auf die Beamten die ersten Besprechungen wirkten, und wie sich die Leute erwärmten.

Die Konferenz hatte fast eine Stunde gedauert. Dann keidete sich Werner rasch um und fuhr mit dem Fahrsteiger Oswald auf zwei Stunden nach dem Bergwerk hinunter, um sich mit allen Betriebsstellen vertraut zu machen. Ein solches großes Bergwerk gleicht einer unterirdischen Stadt mit sich kreuzenden Straßen, die ansteigen und fallen oder in gleichem Niveau laufen, zusammen aber so viele Kilometer betragen, daß es unmöglich ist, innerhalb eines Tages alle Stellen genau kennen zu lernen. Nach der Ausfahrt erfolgte noch eine Besichtigung der über Tage stehenden Maschinenhäuser und der in diesen aufgestellten Maschinen verschiedener Art. Dann brachte das Auto Werner nach seiner Wohnung, wo in aller Hast das Mittagessen eingenommen wurde, nach dem sich Werner keine Ruhe gönnte, sondern sich sofort nach dem Bureau der Theresien-Hütte begab.

Nachmittags gegen fünf Uhr kam Geheimrat Kersten zu Werner und teilte ihm mit:

„Nächsten Sonnabend kommen Graf Winter und ich zu Ihnen zum Skat spielen. Ich hole Sie hier ab und bringe Sie mit meinem Wagen nach Ihrer Wohnung. Diese Skatabende sollen abwechselnd bei uns stattfinden. Es ist dabei ausgemacht, daß nur ein Glas Bier und ein belegtes Butterbrot gereicht wird. Wir kommen nicht zusammen, um zu schlürfen und zu prassen, sondern um uns zu unterhalten, resp. um Sie von der Arbeit abzuziehen. Also es bleibt dabei: Sonnabend abend um sechsdrviertel Uhr hole ich Sie hier ab.“

„Einverstanden!“ sagte Werner. „Und nun bitte ich, mir noch mitzuteilen, ob ich die neuen Pläne für die Theresien-Hütte Ihnen direkt oder an das Generalbureau einreichen soll. Ich hoffe, bis zum Sonnabend die sämtlichen Entwürfe auch in der Reinschrift vollendet zu haben. Die Zeichnungen nach meinen Skizzen werden auch bis dahin fertig sein.“

„Reichen Sie die Sachen nur dem Generalbureau ein“, erklärte Kersten; „durch das Bureau kommen die Sachen an mich, respektive an Fräulein Buchwald. Gerade um Ihre Willen wollen wir den Instanzenweg sorgfältig innehalten. Es handelt sich ja nur um eine Formalität; ich habe Ihnen bereits gesagt, daß an der Genehmigung Ihrer Pläne gar nicht zu zweifeln ist.“

„Ich möchte auch eine neue Brausebad-Anlage auf Justinus-Grube haben“, sagte Werner, „und zwar möchte ich bitten, daß mir die Genehmigung sehr bald erteilt wird. Die Leute, die im neuen Felde arbeiten, kommen aus dem Tiefbau vollständig durchschwitzt heraus, müssen nach Vorschein die Kleidung wechseln, und die nassen Kleider werden

In einem besonderen Schuppen unter der Decke aufgehängt, um dort mit heißer Luft getrocknet zu werden. Die Leute sollen ein Bad nehmen, aber damit geht ihnen nach ihrer Ansicht zu viel Zeit verloren. Sie wechseln die Wäsche, schwitzen sofort weiter, wenn sie ihre eigenen Sachen anziehen, und erkälten sich auf dem Nachhausewege. Die jetzige Einrichtung mit dem Badebassin ist unbequem und ungenügend; die Leute können nur gruppenweise in das Bassin und müssen aufeinander warten. Ich will eine große Halle anlegen, die mit Brausevorrichtungen an der Decke versehen ist, und durch diese Halle muß jeder Arbeiter, nachdem er seine Sachen abgelegt hat, hindurch, um auf der anderen Seite die frische Kleidung anzuziehen. Er muß also unter allen Umständen, und zwar in aller kürzester Zeit, ein Brausebad nehmen, ohne daß Aufenthalt entsteht. Ich will um einen der Schornsteine auf Justinus-Grube ein kranzartiges eisernes Reservoir legen, dessen Wasserinhalt durch die Hitze im Schornstein erwärmt wird. Wir brauchen das Wasser nur früh und abends, so daß die Schornsteinhitze jedesmal zwölf Stunden lang das Wasser erwärmen kann. Die ganze Anlage wird ungefähr 12 000 Mark kosten, aber sie ist eine Erleichterung für die Arbeiter und erhält uns die Leute gesund.“

„Reichen Sie den Plan an das Generalbureau ein,“ meinte Kersten, „und da es sich nicht um eine größere Ausgabe handelt, wird die Sache wohl bewilligt werden. Nun will ich aber gehen, denn Sie scheinen fortwährend mit neuen Vorschlägen zu kommen.“

„Ich dachte, Sie hätten solche von mir erwartet, als Sie mich hierher brachten,“ sagte Werner, und Kersten bestätigte diese Ansicht, indem er lachend erklärte:

„Selbstverständlich habe ich gewußt, daß Sie ein Himmelstürmer und Reformator sind. Sie sollen auch in allen Dingen Ihren Willen haben, denn Sie werden nichts Unvernünftiges vorschlagen. Also Sonnabend, vergessen Sie nicht! Ich hole Sie um sechs dreiviertel Uhr mit meinem Wagen ab.“

Als sich der Geheimrat entfernt hatte, sagte sich Werner, bevor er wieder an seine Arbeit ging.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß der alte Herr ein so fanatischer Statistiker ist. Er macht ja ein Aufheben von der Sache, als handle es sich um die Seligkeit. Was man doch alles an den Leuten erlebt!“

Dann wendete sich Werner wieder seinen Rechnungen zu, bis die Bücher mit den Briefen gebracht wurden, die zwischen eingebundenen Lössblättern lagen und der Unterzeichnung des Hüttendirektors harreten.

Zu den Persönlichkeiten, zu denen Dora Buchwald das vollste Vertrauen hatte, gehörte Graf Klintor. Er war ihr gegenüber nach jeder Richtung hin uninteressiert; ihm konnte sie wirklich Vertrauen schenken. Sie kannten sich seit der Kinderzeit; die Väter waren miteinander befreundet, die Kinder hatten miteinander gespielt. Die Brüder Doras waren ein Paar wilde Jungen, die keine Rücksicht auf die Krüppelhaftigkeit des kleinen Grafen nahmen. Er kam deshalb bei ihren Spielen nicht mit, und unwillkürlich schloß er sich bei Besuchen mehr an Dora an. Sie wurden gute Freunde und nichts mehr. Dora hätte nie daran gedacht, die Gattin des Grafen Klintor zu werden. Nicht einmal der Titel konnte sie locken, und für ihr Empfinden war der Defekt am Bein, den Graf Edmund hatte, ein Grund, um sich ihn nicht als Gatten zu denken. Sie konnte ihn bemitleiden, aber nicht lieben. Ebenfogut wußte Dora, daß sie als Gattin niemals für Edmund in Betracht kam. Graf Klintor war, ebenso wie es sein Vater gewesen, ein lebenswürdiger Mensch, der im gewöhnlichen Verkehr keine Standesunterschiede machte, da dies auch praktisch unflug gewesen wäre. Aber im Innersten des Herzens und bis zu einem gewissen Grade waren die Klintors doch stolz auf ihre Abstammung und auf ihren Grafentitel. Schon als Knabe hatte Edmund erklärt, er werde niemals unter seinem Stande heiraten. Für ihn kam Dora trotz ihres großen Vermögens niemals als Gattin in Betracht, denn sie war eine Bürgerliche, und auf Vermögen brauchte der Graf schließlich nicht zu sehen. Er konnte ganz nach seinem Herzen heiraten, wenn er nur die standesgemäße Lebensgefährtin fand, und er war auf dem besten Wege, sehr reich zu werden, und eifrig bedacht, seinen Besitz zu mehren. Er galt deshalb auch bei Tante Schottelius als gänzlich ungefährlich. Als durch die traurige Katastrophe, die den plötzlichen Tod der beiden Brüder herbeiführte, Dora vollständig von der Gesellschaft abgeschlossen war, bat Kersten den Grafen Klintor, sich Doras anzunehmen, und sie

nicht ganz einsam werden zu lassen. Seit dieser Zeit waren Kersten und Graf Klintor ständige Gäste draußen in Saarkirchen, und es war Graf Klintor zur angenehmen Gewohnheit geworden, täglich bei den Damen vorzusprechen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und eine Viertelstunde zu plaudern, ebenso wie er ständig Gast bei allen kleinen Festlichkeiten draußen in Saarkirchen war.

Allerdings, in letzter Zeit wurde Graf Klintor wenigstens der beständig auf der Lauer liegenden Frau Schottelius etwas verdächtig. Er nahm den Mund doch gar zu voll, wenn er von seinem Freunde Werner Spalding sprach. Das war keine Lobestrompete mehr, die Graf Klintor blies, das war ein Nebelhorn, das er in Tätigkeit setzte. Ganz von selbst und ohne daß der Name Spaldings genannt wurde, kam Graf Klintor immer wieder darauf zurück, wie stolz er auf die Freundschaft mit Werner sei, welch bescheidener, lebenswürdiger, uneigennütziger, pflichtgetreuer und tüchtiger Mann Werner wäre, der an sich immer zuletzt denke, vollständig aufgehe in seinem Beras und in den übernommenen Pflichten und doch ein gerader, aufrechter Mensch sei, ein fest umrissener Charakter, ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fied hatte und wußte, was er wollte.

Dieses Loblied Werners sang Graf Klintor, wenn er allein bei den Damen war, aber auch, wenn Kersten kam. Der Geheimrat war Dora gegenüber sehr vorsichtig geworden; er vermied es, sich lobend über Werner zu äußern, um nicht in den Verdacht der Protektion zu kommen. Wenn aber Graf Klintor alle Register des Lobes für Werner zog, konnte Kersten natürlich auch nicht schweigen, denn das hätte wie Opposition ausgesehen. Er begnügte sich hinzuzufügen:

„Spalding tut seine Pflicht in volstem Umfange, und ich habe es nicht anders von ihm erwartet.“

Kersten wollte seine Stellung Dora gegenüber wahren. Er war auch bis zu einem gewissen Grade ihr Angestellter, widmete ihr seine ganze Arbeitskraft, und Dora hatte energisch verlangt, daß das nicht ohne Entgelt geschehe. Deshalb war Dora auch für Kersten etwas wie die Chefin, denn es handelte sich um ihr Vermögen, um ihre Werte, und der Geheimrat traf nie eine wichtige Entscheidung, ohne sie vorher um ihre Meinung gefragt zu haben.

Wenn Graf Klintor, der Lobredner Werners, gegangen und Dora mit der Tante allein war, dann begann Frau Schottelius wieder langsam einzureißen, was Klintor aufgebaut hatte.

„Dieser Spalding versteht es, die Leute für sich einzunehmen. Er ist wahrscheinlich ein großer Heuchler, daß er auch den harmlosen Grafen Klintor in dieser Weise beeinflusst hat. Ein Erzengel mit zwei großen Flügeln ist ja gar nichts gegen diesen Berggrat Spalding. Der Mann müßte galvanisch vergoldet und in ein Museum gestellt werden, ein solcher Ausbund von Tugend, Ehrenhaftigkeit und Lebenswürdigkeit ist er. Auch Graf Klintor wird nicht ohne Enttäuschung bleiben. Es ist kein Mensch ohne Fehler, und je mehr man an einem Menschen die Tugenden und Vorzüge hervorhebt, desto mehr fühlt man sich enttäuscht, wenn man die Fehler entdeckt und sieht, wie sehr man die Vorzüge übertrieben hat. Der alte Kersten ist viel zurückhaltender; das ist ein Mann von Lebenserfahrung, der weiß, daß man niemand in dieser übertriebenen Weise loben darf, bevor man ihn nicht jahrelang geprüft hat. Ich sage dir, dieser Spalding ist ein Filsou, berechnend und schlau. Aber es steht ja nicht der Graf Klintor allein in seinem Bann, sondern auch andere Leute, die sonst sehr nüchtern und vernünftig urteilen.“

Der letzte Satz bezog sich natürlich auf Dora; aber diese schwieg hartnäckig auf die Anzäpfungen der Tante. Sie wußte, warum Kersten Spalding nicht ebenso laut und anhaltend lobte, wie dies Graf Klintor tat. Sie wußte, daß sie ihm einmal den Borwurf gemacht hatte, er protegiere Spalding. Aber der alte Geheimrat hatte ruhig dasselbe Loblied singen dürfen wie Graf Klintor. Dora hätte ihm das nicht übelgenommen, und mißverstanden hätte sie ihn auch nicht. Er hätte ja nur die Wahrheit gesagt, ebenso wie der unbeeinflusste, kluge und ehrliche Graf Klintor die Wahrheit sagte, wenn er Spalding rühmte.

Spalding war ja auch ein Mensch, wie man ihn selten traf, eine Ausnahme von Hunderten von Männern, die Dora begegnet waren. Der war ganz anders als diese Männer; er stand turmhoch über ihnen!

(Fortsetzung folgt.)

## Der Abschied.

Eine seltsame Geschichte von Alfred Möller (Graz).

An einem Herbstabend saßen im Speisesaal eines Hotels in einer mitteldeutschen Kleinstadt mehrere Herrn zusammen. Sie waren die letzten Gäste im Saal. Nur zwei Flammen eines elektrischen Lusters brannten noch über ihrem Esstisch, die Nebenräume waren dunkel. In einem dämmerigen Winkel des Hauptsaals schlummerte friedlich ein Kellner. Es war ganz still im Saal, man hörte nur den Hotelstellwagen, der eben vom Bahnhof gekommen war, in den Hof rumpeln. Gleich darauf stürzte ein Kellner herein und wedte durch Zuruf den schlaftrunkenen Kameraden. „He, Fritz! Gedeh! Ein Gast ist da. Wird preisen wollen.“

Der Angerufene stog auf. „Ein Gast“ murmelte er, knipste eine Birne über einem Tisch an, legte einen Teller und Eßbesteck auf und errichtete daneben aus einer Serviette die übliche Pyramide.

Ein schlanker Mann mit bronzebraunem Antlitz trat ein, dem trotz des Zivilanzuges der ehemalige Offizier anzusehen war. Er ließ seine schwarzen, etwas entzündeten, tief liegenden Augen flüchtig über den besetzten Esstisch schweifen und nahm dann dort Platz, wo der Kellner für ihn gedeckt hatte. Er schob den Teller zurück und verlangte nur ein Getränk. Dann zog er den Vorhang am Fenster ein wenig zurück und sah hinaus auf den Nachthimmel, auf dem der Föhn zerrüttete Wolken, die ansahen wie zerrissene Trauerfahnen, hintreibt. Jetzt, als es so still im Saal war, hörte man das Säusen und Singen des Sturmes besonders deutlich. Der Mann sah hinaus in die unruhige Nacht und nickte.

Die Herren am Nebentisch hatten ihn mit der natürlichen Neugier der Kleinstädter beobachtet. Der stumme Aufblick des Fremden zum Himmel war ihnen nicht entgangen. Sie wädhnten darin einen Ausdruck der Befriedigung zu sehen, sich nun so sicher unter Dach zu fühlen. Nur der jüngste, hübschste Leutnant beachtete den Ankömmling nicht, er dachte noch an das Liebesabenteuer, von dem er eben den Kameraden und Freunden erzählt hatte.

„Nun, Sie lächeln ja noch immer, Sie Glücklicher,“ jagte ein älterer Herr in Zivil, der den hübschen Jungen beobachtete. „Ich denke daran“, sagte der Leutnant, „wie viel Glück eigentlich Liebende, wie viel Glück verbotene Liebe hat. Ich möchte fast sagen, Liebe, auch unerlaubte Liebe genießt den Schutz des Himmels. Gott Amor gibt Blindheit nicht nur dem, der liebt, sondern auch dem, der betrogen wird.“

Der Fremde schob einen finsternen, unwilligen Blick herüber. Dann sprach er schwer und langsam jedes Wort betonend: „Sehen Sie sich vor, Herr Leutnant! Die Verblendung der Liebhaber ist oft schlimmer als die Blindheit der Betrogenen. Nicht immer hat heimliche Liebe einen Schutengel!“

„Herr!“ fuhr der Leutnant auf. „Ich verbitte mir Ihre unbedenklichen Einmischungen und Belehrungen.“ Er faßte nach seinem Säbel. Auch die anderen Tischgenossen blickten unwillig nach dem Sprecher. Der aber streckte beschwichtigend die Hand aus und kam zu den Getränken herüber.

„Verzeihen Sie, ich glaubte freier sprechen zu dürfen, da ich zu einem Kameraden spreche. Ich bin Major im Ruhestand“ (er nannte seinen Namen). „Ein eigentliches Schicksal, das mich heute vor zehn Jahren traf, trat mir bei Ihren Worten eben so klar vor die Seele, daß ich mich unwillkürlich hinreißen ließ, Ihnen zu antworten. Nehmen Sie das einem älteren Kameraden, der Sie nicht beleidigen wollte, nicht übel.“

Die Worte wurden warm gesprochen, daß der Leutnant sich beruhigte. In dienstlicher Haltung erwiderte er die Vorstellung des Majors. Auch die übrigen Herrn erwiderten die Vorstellung des Angekommenen.

„Dieser scheußlich lärmende Landwind!“ sagte der Fremde, als eben wieder ein besonders heftiger Windstoß gegen die Fenster fuhr und die eisernen Geschäftsschilder an der Straßenecke im Sturm knarzten und ächzten. „Sie werden mich für einen entnervten Menschen halten, aber dieser Sturm, den ich auf der See begrüßen würde, weckt zu Land Erinnerungen in mir, die mich —“

Er brach ab. Aber man drang in ihn.

„Sie haben mich warnen wollen“, sagte der Leutnant. „Ich muß gestehen, ich habe bis jetzt meinem leichtfertigen verliebten Herzen nichts Böses, nur ein paar fröhliche Quelle zu danken gehabt. Wenn Ihre Erfahrungen uns aber belehren könnten, ohne qualende Erinnerungen in Ihnen zu weigern, wollten wir Ihnen dankbar sein.“

„Ich will gerne meinen Ausruf von vorhin begründen“, erwiderte der Major. „Es ist auf die Gefahr hin, von Ihnen allen ausgelacht zu werden. Es ist übrigens eine ganz natürliche Geschichte. Nur verhängnisvolle Zufälle, die damals in seltsamer Art ineinandergriffen, geben ihr für mich zuweilen den Charakter des Geheimnisvollen und Mystischen, den Charakter eines überirdisch waltenden rächenden Gerichts. . . Dieser Jahresfesttag und diese unruhige Nacht lassen mich wieder einmal ausschließlich das Unheimliche, Graufige des Erlebnisses fühlen. Morgen bei Sonnenlicht sehe ich die Sache wohl wieder in klaren nüchternen Farben. . . Es sind heute eben zehn Jahre, seit ich die Geschichte erlebte, die Sie nun hören sollen. Ich war in einer größeren Stadt auf Urlaub. Den Namen geshatten Sie

mir zu verschweigen, obwohl die Hauptbeteiligten tot sind, auch sie, an deren Grab ich morgen Abend zu sein hoffe. . . Sie hatten einen Gatten, der mein Freund war, mehr mein Kamerad als mein Vorgesetzter. Schon unsere Eltern waren innig befreundet. . . Und obwohl sie diesen Gatten liebte und verehrte und obwohl ich als junger Offizier seinen kameradschaftlichen, freundschaftlichen Ton dankbar empfand, geschah doch — nun, Sie werden ja hören. . . Er lud mich stets in sein Haus und wir beide, ich und sie, wir, wir fühlten bald das Risiko der Katastrophe. Das Herz sitzerte uns, wenn wir seine grauen Haare, seinen treuerzigen Blick sahen. Ich versuchte mich selten in seinem Hause zu machen, aber da kam er mit Vorwürfen, holte mich selbst. Ich sehe noch ihren angstvollen Blick, als ich sie einst allein zu Hause traf. Wir sahen uns stumm gegenüber. Sommer über dem Garten. Plötzlich hatte ich ihre Hand, sie begann zu weinen. Nun, meine Herren, wer fikt nicht eine schöne Frau, dankbar, selig. Aber man denkt natürlich, die viel zitierte moralische Kraft würde hinreichen, es dabei bewenden zu lassen. So dachten auch wir, aber der Zufall machte Gelegenheit, ich hielt sie öfter auf Augenblicke in meinen Armen. In ihren Augen begann eine Sehnsucht zu brennen, die jeder Mann versteht. Was blieb uns übrig? Ihm alles sagen? (Der Erzähler lachte höhnisch auf.) Es wäre zum Duell gekommen. Ich sagte schon, sie liebte ihn. Also sollte ich sie mit Verlusten strafen? Aber noch war ja nichts geschehen. Ihm entging es übrigens nicht, daß seine Frau stiller geworden war, besangener. Sie litt unter der Lüge. Sie hatte keinen Tropfen leichten Blutes. Wenn sein Blick manchmal besorgt forschend ihr in die Augen brannte, dann sah ich, wie ihr die Tränen heiß aufquollen. Und ich mußte zwischen beiden sitzen und sehen und schweigen. . . Da kam eines Tages die Katastrophe. Anders als Sie denken, meine Herren, ganz anders. . . ohne offenen Kampf. . . furchtbar anders. . .“

Er brach ab und horchte hinaus. Draußen lärnte der Sturm.

„Ja, ja, so war es,“ nickte der Erzähler, „so eine Nacht war's. . . In der nahen Industriestadt war Arbeiterausstand. Die Polizei war angegriffen worden, die Arbeiter hatten aus den Häusern geschossen. Auch von uns wurden zwei Kompagnien hinbeordert. Leider nicht meine, sondern die des Hauptmanns, meines Freundes. Er lud mich zu sich, er wollte seine Frau, die voll Sorge um ihn war — glauben Sie mir, es war ehrliche Sorge — nicht allein wissen. Und ich ging, ging hin. Daraus durch einsame Vorstadtgassen, in das Villenviertel, wo sein Heim war. Es war ein wilder Herbstabend. Schwarze Wolkenfetzen am Himmel, Geheul und Geächze in der Luft, ein Säusen und Zischeln der welken Blättermassen, die rauschend über den Boden setzten. Und dann leuchtete mir warm und lodend das Licht ihres Hauses, das ganz einsam als eines der letzten der Stadt stand, entgegen. Und plötzlich war alles, war das Gefühl einer drohenden Schuld fortgeblasen aus meinem Herzen, nur Sehnsucht und ein verbblendendes Gefühl der Freude war da! Mit dieser Sehnsucht kam ich zu ihr, noch zwang mich ihr bitender, hilflos stehender Blick auf einige Augenblicke zur Ruhe, ein unendliches betäubendes Lebensgefühl war in mir, ich fühlte nur das Glück dieser Minuten, stürzte vor sie hin, umfakte ihre Knie. . . Ihr angstvolles Sträuben ließ sie mir noch entzückender erscheinen, ich küßte sie. Halb sinnlos, bebend, ließ sie es geschehen, vergaß sie, daß sie einem andern gehörte. . . Es waren Augenblicke, die uns die Wonne von himmlischen Unendlichkeiten zu geben schienen!“

Der junge Leutnant, der früher die Süßigkeit verbotener Liebe so lebhaft gepriesen hatte, bestätigte nickend die Schilderung, die der Major von der Seligkeit dieses Abends gab.

Fast unwillig wandte sich der Erzähler an ihn. „Hören Sie nur weiter. . . Nun sahen wir still in dem kleinen Zimmer, in dem sie mich empfangen hatte. Eine Lampe mit dunkelgrünem Schirm brannte hinter dem Klavier. Im Nebenzimmer war es dunkel. Die Fenster waren offen, der warme, wilde Föhnwind hob die weitgebauchten Seidengardinen an der Verbindungstür und wehte mit ihnen große Schatten über die Wände, lange seltsame Schatten. Plötzlich horchte sie auf. Im Nebenzimmer ertönte der feine silberne Schlag der Kaminuhr. Elf Uhr. Sie schrak auf und läutete dem Mädchen. „Sie können schlafen gehen, Anna. Der Herr Hauptmann kann heute nicht mehr zurückkommen. Ich werde den Herrn Leutnant selbst hinausgeleiten.“ Das Mädchen ging. Aus dem Ton der Stimme, mit der die geliebte Frau gesprochen hatte, hörte ich qualvolle Befangenheit und Angst. Ich wollte beruhigend ihre Hand ergreifen. Aber sie legte die Finger an die Lippen und deutete mir zu Schweigen an.

„Hörst du?“ flüsterete sie mir hastig zu. „Hörst du nicht? Geißel — ganz in der Ferne? Und jetzt — hörst du, Jesus! — Ein Schuß!“

Ich vernahm nichts, als das Säusen des Sturms. Meiner beruhigenden Einrede wich der Ausdruck der Angst in ihrem Gesicht nur allmählich. Endlich gelang es mir aber doch, sie zu veranlassen, nicht mehr auf das wilde Geräusch, das der Sturm erregte, hinauszuhorchen. Wir ließen uns wieder auf dem weichen Fell, das den Divan deckte, unter der grünen Standlampe nieder. Ich nahm ihre kleine, nervöse Hand in meine. Aber jetzt, da das Blut in unseren Schläfen ruhiger bochte, schien mir selbst eine seltsame Unruhe außer uns zu erwachen. Dazu erregte mich

der gespannte, erschrockene Ausdruck ihres Gesichtes. „Warum ist er nicht zurückgekehrt? So oft die Kompanie in die Stadt kommandiert war, waren sie abends wieder zurück. Zum Nachdienst genügt doch das Bataillon, das sie dort haben. Warum kamen sie nicht mit dem letzten Zug?“

Ich erklärte ihr, wie wenig beunruhigend dieser Umstand sei. Aber sie schien meinen Einwendungen kein Gehör zu schenken. Blödsinnig schlug sie die Hände vor das Gesicht, ein herzzerreißendes Weinen erschütterte ihren ganzen Körper. „Heute ging es böse zu in der Stadt, ich weiß es, es ist gewiß bis zum Schicksen gekommen. Er stand den Kugeln der Aufständischen gegenüber und ich — ich!“

Ich verwies darauf, daß man es sich wohl überlegt haben werde, gegen die Soldaten mit Steinen und Revolvern vorzugehen. Meine Worte schienen sie auch zu überzeugen, sie wurde etwas ruhiger. Wir saßen stumm nebeneinander. Aber nun hörten wir beide ein seltsames Geräusch. Wir verrieten es uns nicht, aber wir hörten es doch beide, dieses entsetzliche Geräusch. Im Nebenzimmer waren Schritte vernnehmbar, durch die Treppe gedämpft, aber doch deutlich hörbare Schritte. Wenn der Wind aussetzte, hörte man sie, wie sie das Zimmer durchmaß, manchmal so nahe an uns heranliefen, daß wir meinten, eine Gestalt aus dem Larrahmen treten zu sehen — keine Gestalt. Und jetzt war es, als wenn sich im Dunkel des Nebenraumes jemand am Fenster zu schaffen machte, es war, als wenn eine Hand an die Scheiben pochte. . . Da ließ mich der gellende Schrei der Geliebten auffahren — eine Scheibe im Nebenzimmer klirrte, ein losgerissener Fensterrahmen schlug unter den Stößen des Windes, der wie ein Tobfächtiger um das Haus raste, in rhythmischen Schlägen gegen die Mauer.

„So fasse dich doch!“ rief ich, „was schreckt dich denn? Der Sturm hat ein Fenster aus der Sicherung gerissen, es ist ja nur eine Scheibe zerbrochen!“

Sie hielt die Hände über die Ohren und ihr Gesicht trug den Ausdruck tödlicher Angst. „So schließe doch dieses Fenster, das macht mich ja wahnsinnig. Schließe doch diese Türen und diese Fenster, ich kann das nicht mehr anhören.“

Ich gehorchte, schloß auch die inneren Fenster. Der Lärm des Sturmes drang nur mehr gedämpft herein, die Ruhe schien ihr wohlzutun. Ich küßte ihre Hände, ihr leises Weinen vernahmte allmählich.

„Es ist schon Mitternacht,“ sagte sie. „Ich fühle mich schon wohler, meine Nerven sind überreizt, verzeihe es mir, Geliebter. Geh jetzt, ich fürchte mich jetzt nicht mehr, nur der Sturm hat mich so erregt. Ich will des Mädchens wegen nicht, daß du noch länger hier bleibst.“

Ich überzeugte mich, daß sie nun wirklich ruhiger war, bat sie, nachtsüber das Licht brennen zu lassen und ein Mittel zu nehmen, das ihr bei Nervenbeschwerden schon oft gebient hatte. Morgen früh, wenn ihr Gatte zurückkomme, hoffe ich, würde sie alle Fassung wieder finden und dann Herz und Verstand in gleicher Weise Gehör geben, um unsere Lage ohne Ueber-spanntheit zu beurteilen. Sie nickte, drückte ihr tränenfeuchtes, blaßes Gesicht an meine Brust und nahm dann ein Licht, um mir über die Stiege zu leuchten.

„Ich kann mir nicht helfen,“ sagte sie und hielt vor der Türe des Zimmers inne, „ich kann mir nicht helfen, noch habe ich das Gefühl, er würde heute noch kommen, er sei auf dem Weg hierher und würde uns auf der Treppe begegnen oder unten am Tor auf uns warten.“

Sie hielt die eine Hand schützend gegen die Zugluft im Treppenhaus vor die Kerze, der ganze Widerschein des von ihrer Hand umbelegten Lichtes fiel auf ihr schönes Gesicht. Als ich ihr nochmals sagte, daß kein Zug mehr anlange, nickte sie entschlossen. „Komm,“ sagte sie, „nun will ich wirklich nicht mehr töricht sein.“

Vom Flur und dem Tor trennte uns nur mehr eine Glas-tür. Kaum hatte sie sie geöffnet, als sie mir heiser zuschlüßerte: „Zurück, schnell zurück! Dort, siehst du nicht, dort!“

Sie faßte mich bei der Hand und wollte mich gegen die Treppe zurückzerren. Aber jetzt war ich entschlossen, ihren törichtem Einbildungen Widerstand zu leisten. Ich hielt sie fest, nahm ihr den Leuchter aus der Hand und leuchtete tief in den Flur hinein. Sie sollte deutlich sehen, daß da nicht — aber da klammerte sie sich verzweifelt an mich und ihre Angst gellte durch das Haus: „Ja, siehst du ihn denn nicht, da steht er ja mit dem Blut auf der Stirn — oh — und wie aus dem Mund das Blut rinnt. Er kam Abschied zu nehmen, er denkt beim letzten Atem-zug an mich, seine Seele bringt mir seinen letzten Gruß, und ich lag in deinen Armen, er findet mich Verräterin in deinen Armen!“

Das Licht war erloschen, das Mädchen hatte oben die Tür geöffnet und kam geängstigt über die Treppe. Sie fand ihre Herrin schreiend am Boden liegen. Wir hoben sie auf und trugen sie in die Wohnung zurück. Noch in der Nacht kam der Arzt. Er konnte nicht helfen. Am nächsten Tag mußten wir die Kranke in eine Nervenklinik überführen. Dort starb sie nach wenigen Wochen. Die Psychiater sagten freilich, was sie damals in der Nacht zu sehen glaubte, seien Halluzinationen,

die ersten Symptome ihres organisch längst vorbereiteten Leidens gewesen, Ausprägungen einer schon kranken Einbildungskraft. Aber wie, meine Herren, erklären Sie es sich,“ fragte der Major, und seine Stimme klang gar nicht, als erwartete er eine Antwort wie zu sich selbst sagte er es: „Wie erklären Sie sich, daß man am Morgen nach jener furchtbaren Nacht den Leichnam unseres armen Hauptmanns brachte: er hatte bei einem Bajonettangriff der Truppen gegen die Aufständischen eine Kugel in die Stirn erhalten und war zwei Stunden nachher gestorben . . .“

Alle schwiegen. Ein heulender Windstoch fuhr gegen die Fenster. Dann hörte man ihn in den Wipfeln der uralten Bäume des nahen Stadtgartens. Wie er sich pfeifend mit tausend Ohr-räuschen in den Höhen verlor, klang es wie ein in weiten Fernen hilflos verhallender Frauenschrei . . .

### Humoristisches.

Die gekränkten Schweine. Ein Engländer, den seine Ferien im Norden Irlands zubrachte, machte eines Tages einen Spaziergang, und da er großen Durst verspürte, ging er zu einem Wächter und bat um einen Trunk Milch. Des Wächters Frau gab ihm eine große Schale Milch; aber während er sich daran erlabte, bemerkte er mit Bewunderung, wie sich eine Anzahl junger Schweine um ihn drängte. Es schien ihm, als ob die kleinen Tiere sich sehr merkwürdig benähmen und er fragte: „Liebe Frau, warum sind die Ferkel nur so aufgeregter?“ Worauf die Frau ihm seelenruhig erwiderte: „Das ist doch klar, Herr; es ist ja ihre kleine Schale, aus der Sie trinken.“

Der Menschenkenner. „Er sieht wirklich wie ein Narr aus.“ „Aber, Papa, er hat mich eben um meine Hand gebeten.“ „Wirklich? Und da wollt Ihr immer noch behaupten, ich wäre kein Menschenkenner?“

### Büchertisch.

Reim Richers. Eine Hamburger Geschichte von Adalbert Reinhardt (Marie Hirsch). 304 Seiten. 3 Mark, gebd. 4 Mark. Leipzig, Besje & Beder Verlag. Im Nachlaß der vortrefflichen Erzählerin fand sich das druckfertige Manuskript eines Erziehungsromans: wohl das reifste Buch der verstorbenen Schriftstellerin, die, dem Bielschreiben abhold, sich stets als gewissenhafte Künstlerin bewährte. Das Beste, was man von dem neuen Roman sagen kann, ist vielleicht, daß er belehrt, ohne je die Absicht fühlen zu lassen, und daß er das Zeug hat, für viele eine Art Trostbüchlein zu werden. Im Mittelpunkt der Geschichte, deren Hintergrund der vielbewegte Hamburger Hafen bildet, steht der 25jährige Richard Reimers, Sohn eines Hamburger Großkaufmanns. Der typische Jüngling: unzufrieden mit sich selbst und der Welt, grüblerisch, weich, nachgiebig, von einer unbestimmten Sehnsucht erfüllt. Ein Freund des jungen Reimers hat sich wegen einer hoffnungslosen Liebe zu einer schönen Südländerin das Leben genommen, und Richard steht den Toten nun beständig vor sich, bereit, ihm zu folgen und doch immer wieder zaudernd und zweifelnd. Eine Reise soll ihn den trüben Gedanken entreißen. Aber schon in Hamburger Hafen trifft ihn ein Unfall, und das Schicksal sendet ihm einen rettenden Engel, und zwar, ironisch wie es ist, in der Person eines biedereren Polizeikommissars. Als Richard Reimers genesen ist, wird er Jollenführer im Hamburger Hafen; als solcher nimmt er den Namen Reim Richers an. Die harte körperliche Arbeit wird seine Rettung. Die Liebe zum Leben, zur Heimat und zur täglichen Pflicht erwacht in ihm, und er darf nach wenigen Monaten als ein neuer Mensch vor seinen Vater treten. Auch die knabenhafte Liebe zu jener besitzenden Südländerin ist überwunden; an der Seite einer jungen Senatorstochter wird er, ohne ein Bittstier geworden zu sein, das Glück finden.

### Tauschrästel.

Kopf — Bahn — Ader — Bad — Lachs — Muster — Sand — Wurst — Weil — Sichel — Bebel.

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind mit anderen Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebensoviele neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Bildhauers ergeben. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Tress, p = Piane, c = Coeur, car = Carreau

trB = Tress-Pube, pA = Piane-As, cD = Coeur-Dame usw.

Im Stat liegen trA und trB; Vorhand hat: pB, pD, pK, pA, cK, cA, carZ, carK, carA, Pinterhand (at die übrigen. Spiel-gang:

1. P. carZ M. car7 S. carB.

2. D. tr9 W. cA M. tr8.

3. D. trZ W. cK M. tr7.

Nun hat Vorhand Coeur abgeworfen, weshalb Pinterhand cB cZ und cB der Reihe nach ausspielt; den letzten Stich muß Mittel-hand mit der cD nehmen.